

EVA  
DEMSKI

*Den Koffer  
trag ich  
selber*

ERINNERUNGEN

INSEL







Eva Demski

*Den Koffer  
trag ich  
selber*

Erinnerungen

Insel Verlag

Erste Auflage 2017

© Insel Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der  
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und  
Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17718-0

*Den Koffer trag ich selber*



*Die ungeheuerste Kultur, die der Mensch  
sich geben kann, ist die Überzeugung,  
daß die andern nicht nach ihm fragen.*

Goethe





## *Geistermesse*

Offenbar sind in diesem Jahr die Rolltreppen und Transportbänder auf der Buchmesse schneller gestellt worden. Jedenfalls haben mein rechter Fuß beim Draufsteigen und mein linker beim Runtergehen eine Schrecksekunde. Ich halte mich am Handlauf fest und schaue auf die vielen jungen Menschen, die die Gegenfahrbahn des Laufbandes entlangrennen, Langsame überholen und einander zuzurufen, während ihre Füße mühelos auf Highheels und ihre Laptotaschen auf Stapeln von Prospekten balancieren. Ich bin langsam.

Zwei Jahre zuvor hatte ich am Eingang einen kleinen, alten Literaturnobelpreisträger bedauert, der sich umsah und sich zu wundern schien, daß niemand ihn beachtete. Sein schwarzgefärbtes Haar und sein Schnauzbart leuchteten, und er trug immer noch sandbraune Cordhosen, wie vor mehr als dreißig Jahren.

Nein, es sind schon bald vierzig Jahre, denke ich, und daß der Arme jetzt nie mehr nach Bewunderung Ausschau halten kann.

Es ist Messe, Buchmesse, Weltmittelpunkt, in Herbstnebel verpackt. Ich komme seit mehr als einem halben Jahrhundert hierher und habe fast alle Rollen, die das Ereignis zu bieten hat, durchgespielt. Die letzte und vielleicht schönste ist jetzt die der Geisterseherin.

Angefangen hat alles mit dem Schreiben von Auftragszetteln, da gingen Tine und ich in die siebte Klasse, und

ihr Vater hatte Beziehungen zum List-Verlag. So kamen wir an diesen Traumjob. Bücher waren heilig. Bücher waren ewig, in sämtlichen Bürgerwohnzimmern standen sie in Reih und Glied, eine unerschütterliche Armee in Ledermänteln.

Später, während des Studiums kamen wir einstigen Schüler von überall her zur Buchmesse, egal, was oder wo wir studierten, von Medizin bis Mediävistik, in Berlin, München, Freiburg oder sonstwo. Wir mußten uns unbedingt im Oktober hier treffen, reichten einander die einzige Fachbesucherkarte – irgend jemand hatte immer eine – durch die Gitter zu und versuchten tagsüber, Berühmtheiten zu sehen, und abends, auf die Parties zu kommen.

Danach ergriff ich ein bißchen Macht und arbeitete für das Kulturmagazin TTT. Uns oblag die sogenannte Mes- sesondersendung, man durfte sich ganze Tage dort herumtreiben, Literaturstars um Gespräche bitten und Dichterinnen und Dichter vor der Kamera die Rolltreppen rauf- und runterjagen. Es waren auch echte Legenden dabei, zum Beispiel Jean Marais. Jean Marais!

Den nehme ich, sagte ich zu meiner Kollegin, du kannst ja leider nicht richtig Französisch.

Das lerne ich heute nacht, antwortete sie und nahm mir Jean Marais weg. Sie war ranghöher. Es wurde ein lustiges Interview, weil sie seine Antworten nicht verstand. Jean Marais war genauso schön wie in seinen Filmen. Wir hatten ihn dann lange fast lebensgroß als Foto im Büro hängen.

Fast alle machten fast alles mit. Das lag an den Folgejahren von 68, Autoritäten waren unsicher geworden, ob sie noch welche sein durften, und außerdem wollte niemand

nicht jung aussehen. Zum Messeschluß bastelten wir die Nacht über unsere Ausbeutefilmchen in zehn Schneiderräumen parallel bei warmem Sekt und vielen Zigaretten. Fröhlichmorgens wurde dann Hellmuth Karasek zum Texten mit dem Taxi von irgendwoher geholt, er hatte meist keine Strümpfe an.

Seit kurzem muß auch er hier geistern, ich höre im Menschenlärm deutlich seine böhmische Präzisionsprache. Jetzt kann er sich endlich mit seinem Bruder Horst zusammentun, der ein Anarchist und ein Dichter war und die vierte Dimension der Buchmesse schon seit vielen Jahren bewohnt. Heiligabend 2013 ist auch seine ehemalige Geliebte in diesem papierenen Hades angekommen, Helga M. Novak, einst die schönste von allen mit wilden Augen und wildem Leben.

Lest ihre Gedichte, ihr Unwissenden, würde ich jetzt gern den schicken Jungs und Mädchen auf dem Rollband Richtung Halle 4.1, zurufen, wenn ihr die Gedichte dieser isländischen Schneewölfin nicht kennt, fehlt euch Entscheidendes.

Ende der Siebziger fing ich selber an zu schreiben und machte mich bei vollem Bewußtsein zum Opfer. Ich kann nicht behaupten, daß ich nicht gewußt hätte, was einem dabei blüht. Lang genug war ich auf der anderen Seite gewesen, hatte auf Blößen gelauert, die Dichterinnen und Dichter sich gaben, stellte mit sanfter Interviewstimme Fallen und wunderte mich alle Jahre wieder über die gleichen Superlative: das ungewöhnlichste, einfühlsamste, spannendste, erhellendste, das Buch der Bücher. Nie zuvor da gewesen!

Leuchtspuren zogen sich über den Literaturhimmel, oft mit viel Orchester und Chor, aber wie lang hielt das denn – meistens nicht mal bis zu den nächsten Messebeilagen. Das hatte ich alles gewußt und mich für immun gehalten. Aber ich fiel darauf herein, kaum daß mein erstes Buch auf der Welt war. Ich wurde so kleinkindhaft lob- und liebesüchtig wie alle, die ich dafür verachtet und ausgelacht hatte. Auch die ganz Großen litten unter diesem unstillbaren Hunger, sie verzehrten sich nach Lobpreisungen von Leuten, die sie für wesentlich dümmer als sich selber hielten. Der Vorwurf charakterlicher Nichtswürdigkeit wurde bei jedem Anerkennungssprüchlein umgehend fallengelassen und sofort wiederaufgenommen, wenn der Dichter sich ignoriert fühlte. Ich begab mich in diesen Club, trotz allen Wissens um die schnelle Verderblichkeit der meisten Ewigkeiten.

Viele Bücher später kam als vermeintliche Krönung für mein vielfältiges Messeleben noch eine Gesellschafterfunktion bei einem Verlag, ein interessantes Jahrzehnt, in dem ich mich auf jeder Buchmesse fragte und von anderen fragen lassen mußte, als was ich denn aktuell unterwegs sei – Verleger? Journalist? Kritiker? Kritikerfeind? Dichter gar? Gelächter.

Jetzt laufe ich entspannt auf bequemen, unansehnlichen Latschen über die Messe der Lebenden und der Toten, wobei die Toten den Löwenanteil ausmachen. Sie halten sich aber fürs erste gut versteckt, und ich ertappe mich beim Studium der diesjährigen Einmaligkeiten.

Ein einzigartiger Schelmenroman. Ein Autor von einsamer Größe. Gedankenklar, virtuos, aufrüttelnd. Präzise wie

ein Skalpell. Einfühlsam. Noch mal einfühlsam und noch mal. Noch bevor das Laufband stoppt und mein Fuß wieder seinen neuen, winzigen Schrecken kriegt, habe ich alles wieder vergessen.

Kein Mensch käme mehr auf die Idee, mich nach meinen Rollen zu fragen. Ich bin jetzt die Geisterseherin.

Der Regen läßt Schals und Hüte feucht werden, die in den Jahrmarktsbüdchen vor den Hallen angeboten werden, zum erstenmal kaufe ich nichts. Sonst mußte das immer sein, irgendeine schöne Nutzlosigkeit, die ich nie tragen würde, falscher Schmuck mit Sternzeichen oder Pashminaschals, hundert Prozent Polyester. Heute denke ich trübsinnig an den Tyrannosaurus Rex, der geköpft und schwanzlos vor dem Senckenbergmuseum steht, ein geschlachteter Gigant. Grade bin ich an ihm vorbeigefahren, einem riesigen Plastiktorso, bei dessen Anblick mir die Tränen kamen.

Einst im wilden Jahrzehnt spielten total außer Rand und Band geratene österreichische Dichter drinnen im Museum mit den echten Knochen, nahmen die heiligen Skelette auseinander, als wären es Brathähnchen, und schütteten Sekt über die ganze Ehrwürdigkeit. Es war ein Verlagsempfang, und der längst tote Verleger Christoph Schlotterer, ein sehr liebenswürdiger Mensch, hauchte immer wieder *keine Polizei! Nur keine Polizei!*, weil es zum damaligen Zeitgeist gehörte, die schlimmer zu finden als jede nur denkbare Kulturschandtat. Wahrscheinlich geistert er kummervoll durch die längst wieder zusammengebastelten Knochen.

Wie wunderbar das war, als sogleich ein deutscher Club

längst toter Dichter unter der Führung des kräftigen Herbert Heckmann die Österreicher verhauen wollte und dann doch demokratisch entschied, lieber in Jimmy's Bar zu gehen, aus dem einfachen Grund, daß alle, die nicht hier waren, dort sein würden. Die heroischen Taten der Österreicher wurden in der Bar erst verkündet und dann diskutiert, und Helmut Eisendle, der schon den ganzen Abend im Jimmy's gehockt hatte, brach in Tränen aus, weil die wichtigste österreichische Kampfhandlung der letzten Jahrzehnte ohne ihn über die Bühne gegangen war. Eisendle sah aus, wie Kulturredakteure sich damals einen Dichter vorstellten, zerfranst, zerfallen, arrogant und bedürftig zu gleichen Teilen, ein charmantes bärtiges Baby. Seinesgleichen gab es damals eine Menge, man mußte sie pflegen, ihnen regelmäßig zu trinken geben und gelegentlich eine Aufgabe in anspruchsvollen Hörfunksendungen für sie bereithalten, Honorar *cash* an der Kasse.

Wo sind sie geblieben, sie und ihre Musen, denke ich, während ich über den Platz am Brunnen Richtung Halle 4 gehe und zuschaue, wie ein paar Fernsehteams über die sogenannte Agora schnüren, diese feuchtschimmernde Öde, wo Bratwurst- und Čevapčičistände so selten geworden sind wie rauchende Dichter. Alles muß dem Veganen weichen.

Musen sieht man auch nicht mehr, nur ihre Geister, die schöne Nina v. P. mit Hotpants und riesengroßem Joint, Anna mit den goldenen Wimpern und Elke, die niemals jemand ohne Schminke oder Stiefel gesehen hat. Ich fand Musen wunderbar und beneidenswert, vielleicht haben

wir anderen nur deshalb selber geschrieben, weil wir für Hotpants nicht die richtigen Beine und außerdem keine Lust hatten, einem Dichter die Verehrung Tag und Nacht wie eine Aktentasche hinterherzutragen.

Wer den kurzen Blick einer Kamera abkriegt, wer eine Sekunde Akteur sein darf, macht zwar abschätzig Witze drüber, freut sich aber insgeheim wie über einen Hauptgewinn, damals wie jetzt, denke ich. Aber das ist Blödsinn.

Die Kameras sind kleiner als früher. Jeder hat aber sowieso eine eigene und macht seinen eigenen Messebericht. Außerdem sind die vom Fernsehen faul geworden, stellen an jeder dritten Ecke ein Studio auf mit einem roten oder blauen Sofa in der Mitte und lassen die Dichter einfach antanzen. Wir haben damals noch nach ihnen gesucht und sie gejagt, sie ließen sich meistens gern fangen. Nicht mehr zehn, sondern zehn Millionen Programme toben sich jetzt an diesen weltwichtigen paar Tagen aus.

Unsere toten Dichter wären dafür viel zu schwerfällig gewesen und viel zu arrogant, wir auch. Es war diese Zeit, Ende der Siebziger, als Jean Améry die Messetage abwartete, um sich in Salzburg das Leben zu nehmen. An allen Ständen, vom größten bis zum Ein-Mann-Verschläglein, wurde das respektvoll und ein bißchen neidisch kommentiert. Was für ein Schlußakkord.

Ich hatte öfter mit ihm gearbeitet und bin bis zum heutigen Tag sicher, daß der Zeitpunkt, den er für seinen Tod gewählt hatte, wohlüberlegt war. Nicht aus Eitelkeit, wie viele behaupteten, sondern aus unglücklicher Liebe zur Bücherwelt, diesem einzigen Paradies auf Erden. Er hatte Dinge überlebt, die man eigentlich gar nicht überleben



kann, er war mit seiner tätowierten Lagernummer und seinen Millionen Zigaretten ein Ahasver, ein Untoter, nur die Literatur und die erfolgreiche Liebesgeschichte mit ihr hätte ihn vielleicht am Leben halten können. Als Essayist und Zeitzeuge war er geachtet, als Belletrist nicht. Dieses Papieruniversum, über das er mit seinen Erfahrungen doch eigentlich hätte erhaben sein müssen, hatte Macht über ihn, er sehnte sich danach, aber man verwehrte ihm die Türen, durch die er gern gegangen wäre. Deswegen schloß er seine letzte mit einem ziemlichen Knall hinter sich.

Als ich das damals in der Halle sagte, erklärte mich jeder für naiv. Ich hoffe, er kann hier nach fast vierzig Jahren in Frieden herumgeistern. Zwischen all den bunten Cosplayern wird es ihm gefallen. Er mochte junge Leute. Seine ungleichen Gefährten Erwin Leiser und Joseph Rovantaten das auch. Beide waren Kämpfer gegen die Nazis, beide genau wie Améry der Buchwelt und ihren falschen Komplimenten und Versprechungen verfallen. Alle drei arbeiteten gern mit mir zusammen, ich hatte ein unverdächtiges Geburtsjahr und einen polnischen Nachnamen. Außerdem machten sie mich merkwürdigerweise nicht verlegen mit ihren monströsen Lebens- und Todeswegen. Ich flirtete ein wenig mit ihnen, das war gut für die Arbeit, und ich glaube, es gefiel ihnen.

Die Hofhaltungen waren sorgsam getrennt – *Frankfurter Hof*, *Hessischer Hof*, Tisch links hinten, Mitteltisch rechts, die Linken da, die etwas scheu gewordenen Konservativen dort. Kempowski immer auf der Suche nach dem richtigen Platz, wo er seine Totalenttäuschung gewinn-

bringend abladen konnte. Groupies waren von Musen nicht ohne weiteres zu unterscheiden.

Damals arbeitete ich noch auf der Geberseite, beim Fernsehen, und hätte mir nicht vorstellen können, selber dreimal eine Rolltreppe rauf- und runterzufahren, auf Befehl. Niemals. Ich hätte jeden für verrückt erklärt, der mir gesagt hätte: Wart's nur ab, meine Liebe, keine zwei Jahre mehr, und du wirst die Seite wechseln. Warum auch? Wir waren wie Generäle: Die nehmen wir rein, den nicht. Tod oder Leben, alle Jahre wieder. Wir konnten Pressefrauen zum Weinen bringen.

Wo sind die Sellaer jener Jahre geblieben, wo die unverzichtbaren, ewigen, einmaligen Werke? Die diesjährigen Verlagsprospekte sind jetzt schon Altpapier, was ist mit denen von vor zehn, zwölf, dreißig Saisons? Verweht. Das war ein Wort, das Dichter gern benutzten, es paßt in Lyrik wie in Prosa. Verweht, das klang immer gut. Niemand hat aber Lust, dran zu denken, daß es ihn selber verwehen würde, wie alle. Auch Marcel Reich-Ranicki geistert hier herum und trifft seine Feinde und seine Freunde, wobei das – *Mein Lieber! Was gibt es Neues?* – gar nicht leicht zu unterscheiden ist.

Grade er wollte gar nicht gern verweht werden. Was würde denn bleiben, was sollte die Papierwelt denn machen, ohne ihn?

Ich schaue immer wieder die verkleideten Mädchen und Jungs an, die über die Messe vagabundieren, Katzenmädchen, Zauberer, Fabeltiere, und ich bin begeistert darüber, wie gleichgültig denen das Erkanntwerden ist. Das wollen sie jetzt und hier nicht. Ihre Ichs sind in den sozia-

len Netzwerken aufzufinden, millionenfach und jederzeit identifizierbar. Aber auf der Buchmesse wollen sie Teil einer Geschichte sein, sonst gar nichts, und in deren Schönheit und Buntheit ganz analog aufgehen. Eines der kompliziert geschminkten Fabelwesen verliert seinen Schwanz – *Was soll ich denn jetzt bloß machen?* –, und ein halbes Dutzend ratloser Kleindrachen, Hexen und Plastiktrolle scharf sich um das versehrte Geschöpf. Ich fühle mich stolz und geehrt, daß sie eine Sicherheitsnadel von mir annehmen, eine Nadelspitze Zugehörigkeit, ein Stich gegen die Geister.

Nur wenige weibliche Gespenster kreuzen meinen Weg. Vielleicht sind sie nicht so leicht zu erkennen.

Als ich noch das aufrägeschreibende Schulmädchen war, das wochenlang über seine Messeklamotten nachgedacht hatte und nicht auf die Idee gekommen wäre, daß es keine der Berühmtheiten interessieren würde, was so ein fünfzehnjähriges Trampelchen anhat, also an einem dieser sternfernen Messtage wurde in den Gängen von Stand zu Stand gemeldet: Annette Kolb ist auf der Buchmesse.

Annette Kolb! Thomas Mann hatte sie zwar respektlos, aber immerhin doch beschrieben, sie war eine Dichterin, wie sie zu sein hatte, Ingeborg Bachmanns Dichtertantum war da erst im Werden. Eingeweihte, und davon gab es viele, nannten sie *das Fräulein Kolb*. Wahrhaftig, wir konnten sie sehen, ich glaube, es war im ersten Stock der alten Halle 5, Ehrfurcht zog wie Weihrauch durch die Gänge, man konnte es förmlich riechen.

Ich hatte vorher nicht geglaubt, daß ein menschliches

Wesen so alt sein könnte. Sie ging nah an uns vorbei, sehr langsam, sie hatte einen Hofstaat um sich. Ich erinnere mich an etwas Langes, Dunkles als Kleidung und an einen kleinen Hut.

Ob sie heute, ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod und längst vergessen, noch Lust hat, hier zu spuken? Sie war eine elegante Weltbürgerin, ihr Vater ein Wittelsbacher Bastard, von wem, ist nicht bekannt. Aber es hat schon was, wenn man sich aussuchen kann, ob man mit der Kaiserin Elisabeth oder dem zweiten bayerischen Ludwig eng verwandt sein möchte. Einen bestiefelten Fuß behielt Annette Kolb fest im 19. Jahrhundert, sie war aber eine von denen, die die Krankheiten des 20. deutlicher als andere sah. Schon im Ersten Weltkrieg blieb sie an der Seite der Franzosen, emigrierte 1933, eine unerbittliche Hitlerfeindin. Sie liebte München und kam zurück. Uns erschien sie damals wie eine Bühnenfigur, das gütige *Schafsgesicht* – wir kannten die Beschreibung des uncharmanten Thomas Mann, und nun sahen wir eine seiner Gestalten leibhaftig den Messegang entlangwandeln. Wahnsinn.

Das Fräulein Kolb wird nicht mehr gelesen, und wie lang ihr Chronist Mann noch durchhält – wer weiß.

Nicht alle Geister, die auf der Buchmesse spazieren gehen, sind mit ihrer Existenzform einverstanden. Elias Canetti und Christoph Schlingensiefel beschwerten sich immer noch darüber, daß sie in dieses Abseits geraten mußten, in diese schreckliche Unabänderlichkeitsfalle: *Es kann sein, daß Menschen sterben, aber wir doch nicht*. Sie sind und bleiben gekränkte, buchstäblich zu Tode beleidigte Gespenster. Vielleicht ist so eins auch mein lieber Fritz Ar-